Aus Ringen werden Ketten.

Roman von Robert Kohlrausch.

(15. Fortsetzung).

Er brach ab, die Stimme versagte ihm. Brennert ließ den blonden, kaum erst angegrauten Schnurrbart seines Militärgesichtes durch die Finger gleiten; er überlegte die Antwort offenbar einen Augenblick.

„Ich bin verheiratet, Herr Regierungsrat, und würde vielleicht in ähnlicher Lage auch in Versuchung sein, aus Rücksicht auf meine Frau Dinge zu verschweigen, die schmerzlich für sie sein könnten."

Düringer öffnete die Lippen, als wenn er sprechen wollte, doch kam nur ein ganz leises, mit Gewalt unterdrücktes Stöhnen hervor.

„Und nun muß ich Sie fragen, was Ihnen über einen gewissen Ring bekannt ist, der eine wichtige Rolle in dieser Mordsache spielt. Er allein fehlt unter den Sachen der Getöteten, aber zufällig war ihre Jungfer in der Lage, von einer in den Ring eingravierten Inschrift Kenntnis zu geben. Dadurch bin ich auf Nürnberg hingewiesen worden, dadurch ist es mir möglich gewesen, den Juwelier zu ermitteln, der am Schlusse des Jahres 1892 diesen Ring auf Bestellung des Herrn Deininger angefertigt hat. Ja, ja, Herr Regierungsrat: aus Ringen werden Ketten! Auch wo solch ein Ring nicht sichtbar und greifbar vorhanden ist — jede von unseren Tatsachen bildet einen Ring in der großen Kette, die wir aus unserem Leben schmieden. Wir meinen manchmal, es hätte nichts mit ihr zu schaffen, was wir Neues tun, aber die vergangenen Taten hängen für immer auch an jedem neuen Glied, das wir hinzufügen — die Kette klirrt und verrät uns, oft gerade dann, wenn wir es am wenigsten erwarten."

„Warum sagen Sie das mir — das alles mir? Ich weiß nichts von diesem Ring. Glauben Sie vielleicht gar, daß ich ihn genommen hätte? Fühlen Sie nicht, wie ganz absurd ein solcher Gedanke wäre? Den Ring zu nehmen, den ein begünstigter Nebenbuhler — denn das war er ja doch nach Ihrem Glauben — vor vielen Jahren einer angeblich von mir geliebten Künstlerin geschenkt hat. Solch eine Kombination grenzt an Wahnsinn, Herr Kommissar!"

Düringer hatte die lange mühsam bewahrte Selbstbeherrschung völlig verloren. Aber die Blicke Brennerts verrieten, daß gerade das ihm verdächtig war. Seine Stimme wurde noch kälter und ruhiger als bisher.

„Verzeihen Sie, Herr Regierungsrat, ich sprach zuletzt nicht mehr von diesem sichtbaren Ring, sondern von einer unsichtbaren Kette. Sie hängt auch an Ihrem Fuße. Die Gegenwart bekommt unerwartet Licht aus der Vergangenheit. Wir hatten bisher immer noch an der Aussage dieser Marie Stubenföhr gezweifelt und an die Möglichkeit einer böswilligen Erfindung oder eines Irrtums geglaubt, wenn sie behauptete, Sie damals am Abend im Hause der Ermordeten gesehen zu haben. Jetzt wissen wir, daß diese Schauspielerin seit vielen Jahren in Ihrem Leben eine bedeutsame, möglicherweise verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Uns fehlt bis dahin das Motiv bei Ihnen für eine verzweifelte Tat. Eine oberflächliche Bekanntschaft, wie sie von Ihnen selbst zugestanden worden, genügte dafür nicht. Jetzt haben wir ein Motiv, mag es nun in eifersüchtiger Leidenschaft oder in der Furcht vor Enthüllungen aus der Vergangenheit zu suchen sein. Und weil dadurch die uns gemachten Aussagen auf einmal glaubhaft geworden sind, bin ich gezwungen, Sie auf Anordnung der Königlichen Staatsanwaltschaft sofort in Haft zu nehmen."

Düringer tat einen Atemzug. Es war fast, als wenn die schreckliche Gewißheit ihm Erleichterung schüfe.

„Sie tun Ihre Pflicht, Herr Kommissar. Daß ich unschuldig bin an dieser schrecklichen Tat, wird sich hoffentlich bald herausstellen. Ihnen machen Unschuldversicherungen von Angeklagten selbstverständlich wenig Eindruck. Darf ich Abschied nehmen von meiner Frau und meinem Kind?"

„In meiner Gegenwart, gewiß."

„Dann lassen Sie uns gehen." Er wandte sich dem Ausgang zu, blieb aber gleich wieder stehen.

„Ich möchte Sie noch um etwas bitten."

„Sprechen Sie!"

„Vorhin sagten Sie, daß Ihnen meine aus Rücksicht auf meine Frau geübte Zurückhaltung in den gemachten Angaben verständlich sei. Darf ich Sie bitten, ihr vorläufig von meinen früheren Beziehungen zu der Dame Ja nichts zu sagen und auch zu Haftungsnotizen tunlichst diskret zu sein?"

„Wenn ich glaube, daß ich diesen Wunsch auf weiteres erfüllen darf, bis auf weiteres erfüllen ... Die Zeitungen dürften uns ohnedies jetzt nicht mehr viel nützen können."

„Ich danke Ihnen, Herr Kommissar!"

Düringer schritt nun voran, als er aber die Tür schon geöffnet hatte, kam noch einmal eine leidenschaftlich-schmerzliche Bewegung über ihn. Er warf einen Blick zurück in das Zimmer, das ihm eine stille Heimat gewesen war, wandte sich ab, um sein aufquellendes Gefühl zu verbergen, legte die Hände um den Pfosten der Tür, als wenn er Abschied nähme von einem lebenden Wesen, und preßte die Stirn gegen das Holz. Ein Beben ging durch seinen Körper, doch dauerte die Erschütterung nur ganz kurze Zeit. Gleich nahm er sich wieder zusammen und schritt stumm hinaus.

Mit bleichem, starrem Gesicht stand Hedwig mitten in ihrem Boudoir, als die beiden eintraten. Sie las etwas Furchtbares in den Zügen ihres Mannes, aber sie bewahrte Fassung und ruhig-vornehme Haltung.

„Ich muß für einige Zeit von dir Abschied nehmen, liebe Hedwig. Dieser Herr hier hat vom Staatsanwalt den Auftrag, mich in Untersuchungshaft zu nehmen."

Nun wankte sie doch, aber nur für einen Augenblick, dann stand sie wieder fest wie zuvor. Zu sprechen vermochte sie noch nicht.

„Ist Elli da? Wir wollen ihr sagen, daß ich verreisen muß. Rufe sie her — bitte, sei so gut!"

Hedwig neigte nur den Kopf und ging hinaus. Nach wenigen Minuten kam sie wieder, das Kind an der Hand führend.

„Vater, du willst verreisen? Mutter hat es mir schon gesagt."

„Ja, ich muß verreisen. Jetzt gleich!"

„Warum denn so schnell? Du hast uns ja gar nichts davon gesagt. Gehst du mit diesem Herrn?"

„Ja, Kind, er begleitet mich. Leb' wohl, mein Liebling, leb' wohl!"

Er hob das Kind in die Höhe, um es für ein paar Augenblicke fest an sich zu pressen.

„Du kommst aber doch bald wieder, Vater, nicht wahr? Du mußt bald wieder kommen — sonst muß Elli weinen."

„Bald — hoffentlich — sobald als möglich. Geh' nun, geh zu Fräulein hinaus! Ich habe noch mit Mutter zu sprechen."

„Leb' wohl, Vater! Und bald, bald wiederkommen!"

Als Elli draußen war, faßte Düringer die Hände seiner Frau.

„Wir wollen es uns nicht schwer machen, Hedwig! Es ist ein unglückseliges Mißverständnis! Ich habe dir gesagt, daß ich unschuldig bin; halte dich daran!"

Bebend nahm Hedwig seine Hände fest in die ihren. „Ich will mich daran halten. Wenn ich nur etwas tun könnte, nur etwas für dich tun!"

„Du tust schon viel für mich, liebe Hedwig, wenn du fest an mich glaubst! Darum bitte ich dich!"

Antworten konnte sie nicht, aber ihm zunickend sah sie mit weinenden Augen ihn an.

„So, Herr Kommissar, nun bin ich bereit. Verzeihen Sie, wenn ich Sie aufgehalten habe."

„Mir bleibt leider noch eine unangenehme Pflicht. Ich muß noch hier bleiben, um eine Haussuchung vorzunehmen."

„Haussuchung? Bei mir?"

Ein stolzer, finsterer Ausdruck ging über Düringers Gesicht, aber nur für einen Augenblick. Dann fand er Fassung auch für diese neue Demütigung.

„Tun Sie, was Ihres Amtes ist! Hier sind meine Schlüssel, kommen Sie!"

„Draußen im Treppenhause warten zwei von meinen Beamten in Zivil. Ein Wagen steht unten. Ich möchte Sie bitten, sich von den Beamten in die Untersuchungshaft begleiten zu lassen. Dann brauchen Sie dem unangenehmen Schauspiel der Haussuchung nicht beizuwohnen."

Es hatte den Anschein, als wenn Düringer etwas einwenden wollte, doch besann er sich anders und sagte nur: „Sie sind rücksichtsvoll, ich danke Ihnen. Hier Hedwig, nimm du die Schlüssel, du kennst sie ja so gut wie ich selbst. Oeffne dem Herrn Kommissar alle Behälter und nimm dir die Sache nicht zu Herzen, es ist nur eine Formalität. Aber" — seine Stimme umschleierte sich — „schicke das Fräulein mit Elli fort; sie soll das alles nicht sehen."

Er gab dem Kommissar einen stummen Wink, ohne noch einmal Abschied von seiner Frau zu nehmen, und sie gingen hinaus. Hedwig folgte mit schweren Schritten, um den letzten Auftrag ihres Mannes auszuführen und das Kind vor dem Anblick von seines Vaters Schmach zu bewahren.

Das dumpfe Rollen des Wagens dröhnte von unten herauf; der Kommissar begleitete Hedwig vom Korridor in ihr Boudoir zurück. Er hatte sie nicht aus den Augen gelassen und nur eilig Düringer den beiden Beamten übergeben.

„Wenn ich nun bitten dürfte, gnädige Frau."

„Auch hier? — Das war alles, was Hedwig fragte.

„Ja, auch hier muß ich suchen. Es ist eine Pflicht."

Sie öffnete stumm ihren Schreibtisch und alle anderen Behälter. Mit brennendem, schmerzendem Herzen schaute sie zu, wie die fremden Hände teuer Andenken, für sie allein bestimmte Briefe berührten. Die meisten legte Brennert jedoch unbeachtet wieder an ihren Platz; offenbar galt sein Suchen einem bestimmten Gegenstande und es war bald beendet.

Sie gingen in das Eßzimmer, den Salon, in Düringers Arbeitszimmer, wo Schreibtisch und Sekretär Brennerts Aufmerksamkeit am längsten fesselten. Doch fand sich auch hier zunächst nichts, was er beschlagnahmte. Nur als er in einer der kleinen Schubladaen innerhalb der Klappe vom Sekretär ein mit blauem Seidenbande zusammengehaltenes Paket von Briefen gefunden hatte, tat er die Frage: „Dies ist die Handschrift Ihres Herrn Gemahls, nicht wahr?"

„Ja — es sind Briefe aus unserer Brautzeit."

„Und wie kommen sie hierher? Die Briefe gehören doch Ihnen."

„Sie sind allerdings für mich allein bestimmt. Mein Mann erbat sie aber einmal von mir zurück."

„So waren Sie schon mit ihm verlobt, als er noch in Nürnberg lebte?"

„Nein."

„Ich bedauere sehr, die Briefe für kurze Zeit mit mir nehmen zu müssen. Ohne Frage werden Sie die Sachen aber bald zurückerhalten, gnädige Frau."

Von jetzt an sprach Hedwig nicht mehr. Sie führte den Kommissar von Zimmer zu Zimmer, öffnete alle Schlösser, ließ ihn suchen in den wohlverwahrten Schubladen und Kasten. Mit stummer Handbewegung nur leitete sie den Beamten, auf eine Frage von ihm gab sie keine Antwort. Es war, als wenn ihr Gehör gestorben wäre für menschliche Rede.

Auf Brennerts Gesicht war weder Mißmut noch Befriedigung zu lesen, als er die Haussuchung für beendet erklärte. Mit sich nahm er außer den Briefen aus dem Schreibtisch Hedwigs nur ein paar andere Schriftstücke, die Düringers Handschrift wiesen. Als er sich von Hedwig mit einigen höflichen Worten verabschiedete, neigte sie kaum sichtbar den Kopf.

Eine Weile stand sie noch wie versteinert, als er gegangen war. Dann brach sie plötzlich in die Knie, krampfte die Hände ineinander und stöhnte: „Gott, erbarme dich — Herrgott, erbarme dich seiner!"

*

Hedwig verbarg sich angstvoll vor den Augen der Welt. Es war ihr, als wenn sie sich in einen tiefen, dunklen Winkel verkriechen müßte, wo niemand sie sah. Neben dem heißen Schmerz, der bangen Sorge um ihres Mannes Geschick quälte sie dies am meisten: die Furcht vor dem Urteil der Menschen. Sie war aus einer Gegend von Deutschlaand, wo man immer zuerst fragte: „Was werden die Leute sagen?" Wo man sich scheut, es auszusprechen, daß man krank, arm oder unglücklich ist. Wo man den äußeren Schein des Daseins über seinen Inhalt stellt.

(Fortsetzung folgt).

Fatme.

Kriegsskizze von Valeska Eusig.

Wie schön sie war! Wie die Augen glänzten — große, runde Augen von merkwürdig blauschwarzer Glut. Sie konnten zornig blitzen und schwermütig dreinschauen, aber wenn sie ihrem Herrn den feinen Kopf auf die Schultern legte, blickten sie demütig-zärtlich. Fatmes Körper war sehnig und schlank, die Fesseln wie von Eisenfiligran, die kohlschwarzen Hufe von zierlicher, vornehmer Rundung. Die Farbe war ein dunkles Falb, zu dem im harmonischem Gegensatz die Schwärze der Mähne, des Stirnhaars und der Ohrenspitzen stand. Ihre Zeichnung war so tadellos, daß man Berndt im Verdacht hatte, mit dem Pinsel nachzuhelfen. Wenigstens die Hufe mußten gefärbt sein — mit Schuhcreme — darüber war man sich einig. Aber Berndt lachte! Seine Fatme — eine angemalte Schöne! Natur, köstlichste Natur war alles an ihr — von dem rosafarbenen weißen Fleckchen oberhalb der linken Fessel, das wie ein hingeworfenes Schönheitspflästerchen wirkte, und bis zu den so vielfach bewunderten Hufen, an die noch kein Eisen gekommen war.

Man bot ihm sechs, acht, zehntausend Mark! Dafür gab er sie! In der Weinlaune, am Spieltisch hatte er sie vertauscht — gegen Gold! Als er sie am nächsten Morgen aus dem Stall führen ließ — ihren Blick fühlte — ihren erstaunten und dann zornig auflodernden Blick — da gab er sich alle jene Kosenamen, die ein Reiteroffizier seit des alten Dessauer Zeit und darüber hinaus kennt. Aber es nützte nichts mehr — sein Wort war verpfändet! Er wandte sich, um Fatme nicht mehr zu sehen, aber ihr Blick brannte ihm nach, und ihr wildes Wiehern drang ihm durch Mark und Bein!

Ein paar Tage hörte er nichts von ihr — und dann stand sie wieder neben ihm. Sie sah ihn an — nein, den Blick konnte er nicht ertragen! Er tritt hinaus und machte den Kauf rückgängig. Zweitausend Mark Reugeld wurden verlangt. Er gab sie. Und als er als der erneute Besitzer Fatmes den Gutshof verließ, freute sich der Verkäufer wie ein Schneekönig. Das wilde Biest hatte ja weder ihn noch den Beamten oder den Stalljungen aufsitzen lassen. Man versuchte es, sie vor einen Wagen zu spannen. Aber da wurde sie ebenso bockbeinig. Sie wandte den Kopf mit einem eigentümlichen Blick nach hinten, als wenn sie forschen wolle, wer die Zügel habe. Und dann bäumte sie sich, wieherte, schlug um sich „wie eine Wilde", aber weder Zucker noch Peitsche brachte sie zur Vernunft. Da fand der neue Besitzer, daß er „einen dollen Dusel" habe, als der Leutnant Berndt von .... bei ihm vorsprengte und ihm zweitausend Mark Abstand zahlte.

Fatme aber trug tänzend den Geliebten in seine Garnison zurück.

Es kam der Krieg. „Wir reiten zusammen, Fatme, wir reiten," jubelte Berndt.

Er war Ordonanzoffizier.

In einem kleinen Schlößchen an der Wileja, daß sich ein polnischer Grandseigneur nach Rokokolaunen erbaut, und das mit auserlesenen Kunstsachen angefüllt gewesen war ehe die Russen die Hälfte davon weggeschleppt hatten — in diesem Schlößchen war Berndt einquartiert. Fatme wohnte in einem Stll, dem man von vörnherein ansah, daß er für edle Stammesgenossen errichtet war — die Sonne fiel durch bunte Fensterscheiben, und die Marmorkrippen waren noch nicht zerstört. Es gefiel ihr ganz gut hier, um so mehr, als ihre Box so groß war, daß sie sich frei bewegen konnte.

Berndt bezog ebenfalls mit Behagen seine anheimelnde Wohnräume und freute sich über das kostbare Waschgerät, die seidenen Decken, den Baderaum neben dem Schlafzimmer. Wie lange hatte er das alles entbehrt! Als er sich gewaschen und umgekleidet hatte, klingelte er. Ein bartloses Dienergesicht hatte sich ihm bei seiner Ankunft zur Verfügung gestellt. Es erschien auch sofort, und der dazugehörige, aalglatte, schwarzbefrackte Körper machte einen tiefen Bückling.

„Zu dienen," sagte er in gebrochenem Deutsch.

„Ich möchte etwas Tee, Brot und Fleisch, wenn möglich," sagte Berndt, worauf der Aalglatte ihn einlud, sich nach dem Eßzimmer zu verfügen. Alles stehe bereit. Berndt ging, und eine neue Ueberraschung wartete seiner.

In dem Raum, in dem ein gedämpftes rotes Licht angenehmen Schimmer verbreitete, wo der Tee duftete, der Samovar brodelte und gedrehte Rokokostühle um eine runde Tafel standen, empfing ihn eine Frauengestalt, die er für eine jagellonische Prinzessin hielt. Jung, schön, schlank, mit der unnachahmlichen Anmut der vornehmen Polin kam sie ihm entgegen und begrüßte ihn lächelnd.

Berndt verbeugte sich und küßte die dargebotene beringte Hand.

„Sie sind erstaunt, daß ich nicht geflohen bin," lächelte die wunderschöne Frau, als ob sie zu einem guten, alten Bekannten spräche, „aber — ich kenne doch die Deutschen; ich wußte, daß ich unter ihrem Schutz sicherer sein würde als unter dem russischen."

„Wir sind so gewöhnt, für Barbaren gehalten zu werden, daß ich erstaunt und auf das angenehmste überrascht bin, einer Ausnahme zu begegnen," antwortete Berndt.

Die Hausfrau lud ihn liebenswürdig zum Sitzen ein, und während sie in silbernem Gerät den Tee bereitete, plauderte sie:

„Mein Mann, der Graf Sawinski, war in Berlin und Wien der Botschaft attachiert, und dort haben wir die Deutschen kennen und — lieben gelernt."

Sie sagte es mit einer schlichten Offenheit, die etwas Berückendes hatte.

Der Tee war fertig und duftete in Berndts Glas — die Kaviarbrötchen schmeckten prächtig, ebenso der Hummersalat und der Fasan.

„Ich komme mir so etwas wie ein Märchenprinz vor," sagte Berndt lachend. „Wenn man bedenkt, wie wir hier oft gelebt haben!"

„Ja, bewundern muß man, wie die Schlagfähigkeit und der Wagemut der deutschen Truppen nicht im geringsten durch die ungeheuren Entbehrungen leiden, die sie hier in Rußland durchzumachen haben," sagte die Gräfin mit dem leicht singenden Ton und dem Akzent der Slawin. Und eine Orange mit kunstgeübten Fingern schälend, fuhr sie fort: „Wie wir uns freuen — wir unter russischer Herrschaft schmachtenden Polen" — und eine dunkle Glut leuchtete aus begeisterten Augen.

Sie waren in einen kleinen, ganz in Lila getauchten Salon gegangen, wo sie sich am Kamin niederließen und Zigaretten anzündeten — unbeschreiblich wohlschmeckende Zigaretten von echtem türkischen Tabak.

„Mein Mann," erzählte die Gräfin weiter, „mußte ja als russischer Offizier seinem Eide treu bleiben, aber — ich bin frei!" Sie hüllte das schöne Haupt in eine Rauchwolke, aus der traumhaft ihre Stimme klang: „Die Stellung meines Mannes schützte mich vor den russischen Plündereien — General Rußki selbst war hier einquartiert und verhinderte das gänzliche Fortführen meiner Sachen — mit einem Teil waren die moskowitischen Befreier schon davongegangen," lächelte sie mit eisigem Hohn. Mit warmem Tone fuhr sie fort: „Daß mich aber die Deutschen beschützen würden — mich und mein Hab und Gut — das wußte ich genau, wie sehr General Rußki auch meine Zuversicht belächelte."

Sie sprachen noch lange über die deutschen und russischen Truppen, und die Gräfin staunte über die Disziplin der Mannschaften, die hier durchgekommen, sagte viel Anerkennendes über die Ritterlichkeit deutscher Offiziere.

Berndt freute sich.

„Sie sind übrigens auf einem prächtigen Tier angeritten gekommen, Herr Graf. Das ist ja die reine Tänzerin — ich sah Sie von meinem Fenster. Nicht zu zart für die Strapazen des Feldzuges?"

„Sie ist wie von Eisen, Gnädigste," sagte Berndt feurig, dem das Herz aufging, „sie kennt keine Ermüdung und ist von Anfang bis jetzt von ungeheurer Frische."

Die Gräfin lächelte. „Sie lieben sie?"

„Man kann nicht anders, als es tun," und er erzählte die Kaufgeschichte.

So plauderten sie bis Mitternacht.

Es vergingen Tage. Berndt ritt nach Osten und Westen, nach Nord und Süd und brachte den Truppen die Befehle seines Generals, der ganz in der Nähe auf dem Hauptgut des Grafen Sawinski einquartiert war. Dort war ein geräumiges großes Schloß, das dennoch für den ganzen Stab nicht Platz hatte, übrigens ein kalter ungemütlicher Bau, und Berndt begriff, daß die gräfliche Familie sich lieber das kleine Rokokoschlößchen zum Wohnsitz erkoren.

Manchmal blieb Berndt ganze Nächte fort und kehrte erst am Morgen wieder auf der immer fröhlichen und frischen Fatme zurück.

Aber jene wundervollen Plauderstunden am Kamin, in dem lilafarbenen Salon wiederholten sich nach auserlesenen Tafelfreuden, Berndt sah in ein leidenschaftliches Frauenherz, das nach Befreiung für sein Volk schmachtete. Und es ging ein wundertätiger Duft und Hauch aus von der schönen Frau.

Berndt hielt sich fest. Wichtige Aufzeichnungen u. seine Karten lagen immer auf seiner Brust.

Wenn auch diese Frau mit ihrem Russenhaß über alle Zweifel erhaben war — man konnte nie wissen ...

Eines Tages sagte sie: „Eine so lange Stille wirkt tötlich. Wann wird die Entscheidung fallen? Man verzehrt sich in Sehnsucht."

„Die größte Vorsicht ist notwendig. Im übrigen wissen wir nichts von den Absichten unserer obersten Heeresleitung. Wir führen unsere Befehle aus mit dem heißen Vertrauen: Hindenburg wird es schon machen."

„Und dieses wundervolle Vertrauen zur Führung geht von unten herauf — immer zum nächsten Vorgesetzten in unbedingtem Gehorsam, wem aber vertraut Hindenburg?"

„Gott," war die einfache Antwort Berndts.

An einem abend begann sie von neuem jenes weiche Forschen. Und die Luft war schwüler als sonst — der Tee stark, der dazu gereichte Rum von beklemmender Süße — die Zigaretten von unbeschreiblicher Würze.

Berndt sah ganz deutlich, wie diese Frau von einer Gloriole umringt war — er begehrte nicht — er betete an, denn er war noch jung und rein und trachtete nicht nach seines Nächsten Weib.

„Wo stehen eigentlich jetzt die Hauptkräfte Ihrer Truppen, die Warschau befreien sollen?" fragte sie leise und unvermittelt.

Sie hatten Karten auf dem Tisch ausgebreitet. Er hatte ihr gezeigt, wo seine Heimat lag, seine ostpreußische, von den Russen verwüstete Heimat.

„Hier sind sie ertrunken," sagte er, auf die Maurischen Seen deutend.

„Schurken," zischte es zwischen den roten Lippen hervor, und es durchzuckte Berndt wie ein elektrischer Schlag. Galt es den Russen — galt es ihren Vernichtern?

Aber sofort schalt er sich einen Toren! Hier war kein Zweifel möglich!

Und sie neigten sich beide tiefer über die Karten — ihre Haare dufteten nebeneinander — ihr Atem berührte sich, und ihre Finger streiften leicht aneinander.

„Von wo wird der Hauptstoß gegen Warschau geführt?" fragte sie.

Da — ein helles Wiehern am Fenster — Fatme.

Berndt lachte:

„Sie hat sich wieder einmal befreit und kann das Reiten nicht erwarten."

Er eilte ans Fenster, öffnete und sah das zitternde Tier. Aber schon kam Tolkemit, der Bursche, und nahm es in Empfang. Berndt gab den Befehl zum Satteln.

Er empfahl sich schnell, und es war ihm als wäre er auf der Flucht.

Flucht? Vor wem?

Sein Leben ging so weiter — geteilt zwischen ernstem Dienst und Frauenverehrung.

Er konnte zwei Wege nehmen, die zu dem Quartier des Generals führten — entweder die von den deutschen Pionieren wiederhergestellte Chaussee oder den weit näheren, der durch eine mit niedrigen Kiefern bestandene Schlucht führte.

Eines Tages hatte er Eile.

Das Diner hatte länger gedauert — ein Gefühl, daß die Gräfin ihn absichtlich zurückhielt, durchrieselte ihn.

Wie er sie auch anbetete — ein leises Mißtrauen hatte sich eingeschlichen, das vielleicht vertieft wurde, weil Fatme aus ihrer Hand keinen Zucker nahm. So zornig hatte er die sonst so beherrschte Frau niemals gesehen, als da sie das Fiasko mit dem Tier erlebte. Daß sie es sich so zu Herzen nehmen mußte — so! Berndts Herz hüpfte. So viel Interesse pflegte man an Tieren nur dann zu nehmen, wenn einem der Besitzer lieb war!

Und eine große Freude hatte ihn befallen, durch die sich plötzlich ein leises Unbehagen schlich. Wozu? Warum?

An jenem abend, an dem er sich verspätet hatte, wollte er den näheren Weg durch die Schlucht nehmen, den er bisher des Abends gemieden hatte. Die Gräfin hatte ihn hinausbegleitet — der Bursche erwartete ihn mit dem eigenen Fuchs und seiner hell wiehernden Fatme, die etwas Unruhiges in den Blick bekam, als sich die Gräfin ihr näherte. Diese ging von neuem an sie heran und ward um ihre Gunst. Sie hatte es sich wohl gemerkt, daß ihr Herr sie neulich leicht geschlagen, als sie wie ein bissiger Hund nach der Hand der Gräfin geschnappt hatte. Dem wollte sie sich nicht mehr aussetzen; aber zwingen, von ihr den Giftzucker anzunehmen — das konnte er nicht — nein, das nicht!

„Soll ich Ihnen Boleslaus mit Fackeln mitgeben?" fragte die Gräfin besorgt. „Es ist so finster."

„Ich danke, Gräfin. Das gäbe ein schönes Ziel für etwaige Flieger," lachte Berndt. „Nein, Tolkemit und ich kennen den Weg genau. Dazu können wir uns auf unsere Pferde unbedingt verlassen."

„Hallo, Fatme!"

Er hatte sich aufgesetzt, und Fatme sprengte dahin.

Die Gräfin schickte ihnen einen lachenden, triumphierenden Blick nach.

„Alles besorgt, Boleslaus?" fragte sie den aalglatten Getreuen.

„Zu Befehl — alles, gnädigste Gräfin." Ueber das aalglatte Gesicht irrte ein böser Zug, und der Schlangenkörper bog sich tief zur Erde.

Fatme ging freudig, aber als sie nach der Schlucht einbiegen sollte, bäumte sie zurück. Ein Kampf begann zwischen ihr und ihrem Gebieter, und zum erstenmal fühlte sie Berndts Sporen. Wenn er das Tier nicht zwang, kam er zu spät. Sein Blut raste, und sein Herz tobte. Er gebrauchte die Sporen, bis Fatme blutete — es half nicht. Er beugte sich vor — er flehte: „Fatme, du hast mich doch noch nie im Stich gelassen — Fatme — ich muß — ich bitte dich!"

Und bei der flehenden Stimme ihres Herrn, wandte Fatme den Kopf, sah ihn mit angsterfüllten Blicke an und sank mit den Vorderbeinen in die Knie — leise, leise, damit er sich keinen Schaden zufüge.

Es war, als wollte das Tier ihn anflehen. Um was, Fatme — um was?

Sie war nicht zu bewegen, den Pfad zu nehmen, auch nicht, als er den Revolver hervorzog und ihn an ihr Ohr hielt. Um ein Haar, Fatme — wäre es geschehen gewesen, — um ein Haar hättest du verendend zu Füßen deines Herrn gelegen!

Da rief Tolkemit: „Herr Leutnant, ich reite durch die Schlucht — mein Fuchs tut's. Ich bin dann eher beim Herrn General und melde, warum sich der Herr Leutnant verspäten. Aber ich glaube fast — so flink, wie das Biest rast — der Herr Leutnant kommen ebenso schnell über die Chaussee."

„Gut, Tolkemit," sagte Berndt ruhiger, „du die Schlucht — ich die Chaussee. Los!"

Und sie trennten sich reitend.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete taghell den Weg. Fatme flog — sie brauchte weder Zuruf noch Sporen. Es sah gespenstisch aus — der feldgraue Reiter auf dem falben Tier, hinrasend in gestrecktem Galopp, als trüge es den Blitz im Leibe. Und der Reiter wiegte sich — so leicht — das war ein Fliegen wie auf Flügeln.

„Fatme, meine Fatme," jubelte Berndt.

Nur das leichte Aufschlagen ihrer Hufe hörte man in der schweigenden Nacht.

Sie war nicht einmal schaumbedeckt, als sie sie am Ziel anlangte. Nur die Flanken flogen, und die Nüstern bebten.

„Bewegen, bewegen, leicht bewegen," rief Berndt einer der Ordonnanz zu und gab ihr Fatme. „Ist Tolkemit schon da?"

„Nein, Herr Leutnantnant."

„Ah, trotz des kürzeren Weges," und Berndt klopfte Fatmefatme anerkennend den Nacken.

Berndt eilte durch die Vorhalle und ließ sich melden. Kurze Zeit darauf stand er vor dem General und empfing die Befehle.

Als er wieder heraustrat, fand er den Stabsarzt und Ordonnanzen im Vorhof um einen Soldaten bemüht. Tolkemit — blutend.

„Was ist geschehen?" rief Berndt, erschrocken.

„Ueberfallen ist der arme Kerl," sagte der Stabsarzt und führte den Verwundeten in die Revierstube, um seine Wunden zu untersuchen und zu verbinden. Tolkemit aber meldete dabei: „Ein Glück, Herr Leutnant, daß die Fatme nicht wollte. In der Schlucht warteten sechs handfeste Burschen auf uns, mit Pistolen und Knüppeln. Den Fuchs haben sie getroffen — der liegt still in der Schlucht — mich nur verwundet, aber — es hätte auch anders kommen können, und da war's gut, daß Herr Leutnant nicht dabei waren."

„Wie bist du entkommen?"

„Herr Leutnant, drei sind entkommen — zwei hab' ich mit der Lanze erledigt und einen am Wickel hierhergebracht." Tolkemit deutete auf einen jungen, prächtig gewachsenen Russen, der zwischen zwei Ordonnanzen wütende Blicke auf seinen Ueberwinder warf.

„Darum hat's länger gedauert mit meinem Kommen", sagte Tolkemit wie zur Entschuldigung.

Berndt drückte ihm die Hand, und der Stabsarzt klopfte ihm auf die Schulter. „Nu man sich ruhig verhalten — sonst kriegen Sie noch das Fieber", sagte er.

Berndt flog zurück zum General. Es war ihm hellseherisch der Zusammenhang zwischen dem Ueberfall und seinem Mißtrauen, dem Forschen der Gräfin nach dem Stand der Truppen aufgegangen. Er las wie auf der aufgeschlagenen Generalstabskarte.

Eine kurze Meldung genügte, um den General zu überzeugen — dann sprengte er mit seinen Befehlen an die verschiedenen Truppenkörper davon.

Eine halbe Stunde später war das kleine Rokokoschlößchen von einer Schwadron Ulanen umstellt, und ein Rittmeister nahm die vollständig ihre vornehme Haltung bewahrende Gräfin gefangen. Sie reichte sogar ihre schneeigen Handgelente hin:

„Wünschen Sie mich zu fesseln?" fragte sie in eisigem Hohn.

„Vorläufig glaube ich davon absehen zu können", sagte der Rittmeister mit Ritterlichkeit und zeigte mit eigentümlichlichem Lächeln auf zwei Feldgraue, die den schlotternden Boleslaus gefesselt hereinführten. „Das genügt, gnädigste Gräfin", vollendete lächelnd der blonde „Barbar".

Erbleichend fragte die Gräfin: „Wohin werden Sie mich führen?"

„Sie, meine gnädigste Gräfin, vorläufig in das Schloß Ihrer Väter, wo mein General einquartiert ist. Sie sind dort sicherer als hier. Den dort werden wir so schnell wie möglich in ein Gefangenenlager senden — ich glaube, er wird sich dort ganz wohl befinden. Sie können beruhigt sein."

„Ohne Diener wollen Sie mich lassen," lachte sie höhnisch.

„Ohne diesen — gewiß, Gnädigste, aber nicht ohne Dienerschaft. Sie werden sich über nichts zu beklagen haben," tröstete der Rittmeister zuversichtlich und immer mit derselben Ritterlichkeit.

Da ergab sich die Gräfin in ihr Schicksal. Sie hätte gewünscht, mißhandelt worden zu sein, um in berechtigter Entrüstung über „deutsche Greuel" ausbrechen zu können.

Aber es geschah nichts dergleichen.

Berndt reitet indessen in mondheller Nacht mit seinen Befehlen — er reitet. Und er weiß ganz genau, daß damals an jenem Abend, als Fatme ihn an den Aufbruch gemahnte, der Tee ein Opiat enthalten hat — die Zigaretten ein rauschendes Gift, das ihn anregen sollte zu sprechen, das, wenn er mehr davon genossen hätte, ihn in jenen wunderbaren Rausch versetzt haben würde wie den Orientalen, der sich nach seinem Genuß im Paradiese wähnt. Das schöne Spiel hatte nicht gefehlt.

Und er weiß, daß er jetzt still und tot in jener Schlucht läge, wenn es nach seinem Willen gegangen wäre.

Und er neigt sich und küßt den falben Nacken seiner Fatme mit einer Inbrunst, wie man eine Geliebte küßt.

Und sie wiehert und fliegt und ist glücklich — so glücklich!

— Zerstreut. Frau: „Sie nur, Männchen, diese Banknote scheint falsch zu sein."

Professor: „Wieso? Klingt sie nicht gut?"